

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Kleinere Schriften

Literarische Aufsätze

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1873

II. Aus dem Böhmerwald. 1843

II.

Aus dem Böhmerwald.

Von Josef Rant. Leipzig 1843.

1843.

Etwas, wovon wir bei unsern namenlosen Kenntnissen noch sehr wenig wissen, ist das Leben des deutschen Bauern. Der deutsche Bauer hat fast überall im Vaterland den andern Ständen gegenüber eigene Tracht und Sitte, eigenen Brauch und eigenes Herkommen, eigene Sprache und eigenen Gesang, kurz eine streng geschiedene Standtschaft bis auf den heutigen Tag bewahrt. Er steht weit ab von der andern Gesellschaft, viel weiter als der Landmann der südlichen Nationen, wo ein und dasselbe Gesetz der Höflichkeit und fast derselbe Umfang der Weltansicht Land und Stadt sich um ein Gutes näher bringen. Daß dieses deutsche Sondere Wesen bis zu jüngst auch entsprechend geehrt worden sei, kann man nicht geradezu behaupten. Wenn nur halb wahr ist, was uns aus den guten alten Zeiten von Amtleuten und Landvögten erzählt wird, so war er ein sehr geschundenes Menschenbild, der deutsche Bauer, und es ist dann nicht verwunderlich, wenn er noch hier

und da sich bewegt als hätte er erst vor kurzem die Zwangs-
 jacke abgelegt. Dabei kam es ihm denn wenig zu statten,
 daß man damals auf seinen Zustand Jbhylen dichtete, in
 denen er und seine Kinder besungen wurden, welche aber,
 jemehr sie die Phantasie mit arkadischen Träumen erfüllten,
 desto kräftiger einem nüchternen Blick in die wahre Art
 des Dorflebens entgegenarbeiteten, wie es denn diesen
 auch nicht erleichtern konnte, wenn zuweilen ein dummer
 Töffel im Rahmen einer schalkhaften Anekdote vor Perücken
 und Reifröcken seine Aufwartung machen durfte. Diese
 Lecture hat sich indessen schon vor einiger Zeit das Genick
 gebrochen; man will jetzt etwas leibhaftes. Keine hoch-
 aufgeschürzte Chloë will man haben, sondern eine blonde
 Lisbeth mit dem Rock bis auf die Knöcheln, keinen Daphnis
 mit Florentiner Strohhut und mit rosenrothen Maschen
 auf den weißen Escarpins, sondern einen derben jungen
 Michel mit lederen Hosen und blauen Strümpfen, in
 denen der weißausgenähte Zwidel nicht vergessen ist. Wer
 diese Wendung am besten eingesehen und ihr zuerst ent-
 gegengekommen, das ist bekanntlich Zimmermann in seinem
 Münchhausen, wo der westphälische Schulze auf dem Ober-
 hof recht klar und deutlich an den Tag legt, was der
 deutsche Bauer eigentlich vorzustellen berufen ist. Es ist
 nicht für vernünftige Leute, aber für viele andere eine
 Nothwendigkeit darauf hinzuweisen, daß nationales Leben
 bei uns nicht etwa bloß an Thee- und Schreibtiſchen, in
 Kanzleien und Comptoirs pulfire, sondern auch im Feld
 und auf der Haide, in Dörfern und Gehöften, in den
 nördlichen Marschgegenden wie auf den Nebenhügeln des
 Mittellandes und auf der grünen Trift der Alpen, und

es ist diese Hinweisung jetzt um so nothwendiger, als der Städter zur schönen Sommerszeit von nah und fern den Gauen zueilt, wo sich ihm noch ein Stod deutscher Volks-thümlichkeit, deutscher Liederlust und Landesfreude in Aussicht zeigt.

Josef Nanks Schilderungen „Aus dem Böhmerwalde“ bieten ein Gemälde deutschen Volkslebens, wie es jenseits des Gebirgszuges, der das Königreich Böhmen westlich umschließt, in der Gegend von Tauß und Neumarkt zu finden ist, einerseits an czechisches Wesen stoßend, andererseits an die Art der gleichstämmigen bayerischen Oberpfälzer sich anlehnend. Der Böhmerwald gehörte bisher zu jenen Landstrichen, von denen selten die Rede ging, und wir glauben auch zu jenen, auf die man nicht besonders viel hielt. Daß die Schiller'schen Räuber im Böhmerwald ihr Wesen trieben, kann zwar seinem jetzigen Leumund nicht beträchtlich schaden, aber die öffentliche Meinung zeigt sich, wenn uns recht ist, auch sonst diesen waldigen mittelhohen Gebirgszügen nicht recht günstig. Einmal sind die schönen meilenweiten Forste nicht gerade das, was einer Gegend zu Ehre und Preis verhilft, dann aber will man, wenn einmal von Gebirgsnatur die Rede ist, Wasserstürze, Schneefelder, Gletscher, Alpenwirthschaft, Sennerrinnen und Gemäsjäger in der Nähe, und das ist denn hier begreiflicherweise nicht zu finden. Indessen blüht denen, die dort geboren, auch in solchen Waldgebirgen eine Heimath, und wenn sie dieselbe mit so wahren Farben schildern wie unser Böhmerwäldler die seinige, so glauben wir auch, daß es eine liebliche und schöne ist. Eben so gerne lassen wir uns überzeugen, daß „diese gleichsam in sich abgeschlossene

Gebirgslandschaft,“ die zum Eingang auf etlichen Seiten nach Namen und Stand beschrieben wird, einen sehr großartigen Eindruck gewähre. „Im südlichen Theil des Gebirges erhält man auf einigen Höhen nicht nur einen Ueberblick über die niedrigeren Bergzüge, welche den Brachiner Kreis durchstreichen; das Auge schweift auch über die angrenzenden Kreise bis tief in die Mitte von Böhmen, von einigen bis an die südlichen, von andern bis an die nordwestlichen Grenzen des Landes, wo das Erzgebirge wie ein Nebelstreif mit dem Gewölke des Horizonts verschmilzt. Von mehreren Punkten reicht der Blick weit über die Nachbarländer Bayern und Oesterreich und wird am südlichen Horizont von den schneebedeckten Gipfeln der Alpen gefesselt, welche in unabsehbarer Ferne sichtbar werden und gleich einem Zauberbild das Gemüth mit staunendem Entzücken erfüllen.“

Nachdem das Klima besprochen, das, wie allenthalben im südlichen Deutschland, einen unfreundlichen Frühling, kühlen Mai und Junius, dagegen einen schönen langen Herbst gewährt, geht der Verfasser auf die Menschen über und läßt sich sein Volk vor die Staffelei sitzen. Sprache und Körperbildung scheiden es scharf ab von seinen czechischen Nachbarn. Erstere gehört zur bayerisch-oberpfälzischen Mundart; das Deuththum der letztern culminirt in den blonden Haaren, die so durchgängig sind, daß die befremdliche Erscheinung eines Schwarzkopfs in der Familie einen Spitznamen auf das Haus wirft, und daher mehrere Höfe jener Gegend „zum Schwarzschildel“ heißen. „Diese Deutschen besitzen musikalisches Talent und Vorliebe für die Musik, gleich den eigentlichen Böhmen. Fast jedes Dorf

hat seine Musikanten. Spielt der gegenwärtige Bauernsohn nicht Geige oder Clarinet, so beweist eines dieser Instrumente in der Stube unter verschiedenen Handwerkszeugen hängend, daß der Vater oder Großvater spielte. Nicht minder sind sie für Nationalgesang eingenommen. Unzählig sind die Volksmelodien und Texte. Auch der Zodler ist da zu Hause. Jährlich componiren die Burschen einzelner Dörfer Melodien und Texte, und die gelungensten werden allgemein. Am Tage widerklingt Haus und Feld von Liedern. Nächtlich durchziehen erwachsene Burschen singend die Dörfer. Nicht nur heitere, auch rührende und ernste Lieder werden gesungen, und wenn ein solches durch die Mitternacht tönt, so richten sich Väter, Mütter und Jungfrauen im Bette auf, bis sich die Sänger entfernen. Bei einbrechendem Sommerabend einem deutschen Dorfe näher zu kommen, wird mit jedem Schritt anziehender. Die heimkehrenden Herden, denen Schwärme von Knaben und Mädchen folgen, singend und jubelnd; das Fahren und Zurufen der Landleute, Hämmer und Klopfen auf Sensen und Sichel, um sie für den nächsten Tag zu schärfen — dieses und mehr gleicht den Scenen der Schweiz und Tirols. ertönt die Abendglocke, so erlischt plötzlich das lärmende Leben, die heimkehrenden Kinder gehen schweigend und betend hinter ihren Herden einher, im Dorfe ruht die Arbeit, Klopfen und Geschrei; jedermann richtet sich auf zum Gebet."

Besonders rühmt der Verfasser das schöne Nachbarverhältniß, das da oft zu treffen, und manches, was er erzählt, klingt so herzlich, daß es fast unglaublich wird. So heißt es Seite 25: „Wenn ein ärmerer Hausbesitzer wegen

Mangel an Zugvieh und Arbeitern zur Erntezeit in seinen Geschäften zurückbleibt, so unterstützt man ihn allseitig und hilft ihm vor. Nicht selten nehmen erwachsene Burschen in der Nacht einen Wagen, spannen sich selbst vor die Deichsel und schieben an Rad und Leitern — wenn dann der Hausbesitzer zeitlich und seufzend aufsteht sein Getreide mühsam einzuführen, liegt ein großer Theil in der Scheune, und ein wohlbefrachteter Wagen steht vor der Thüre.“

Doppelt anziehend unter den jetzigen Constellationen ist zu lesen, wie der Verfasser das Verhältniß dieser Waldbewohner zu ihren czechischen Nachbarn schildert. „Für Böhmen als Vaterland, sagt er, zeigen diese Deutschen keine Liebe. Das ist wohl zu begreifen und zu vergeben. So weit sie mit den anwohnenden Czechen in Berührung kommen, haben diese wenig anziehendes zu bieten. Die drückende Lage macht sie dumpf, verschlossen, argwöhnisch, starr, oder, wenn sie aufthauen, lästig schmeichelnd. Harmlose Fröhlichkeit zeigt der hier anwohnende Czeche nie. Tritt er einmal aus dem Dunkel des Trübfinns, so schwingt er die flausende Fackel wilder Lust, um dann auf lange wieder seinem Robotpflug in träger Versunkenheit nachzuschlendern. Der arme Czeche weiß, daß der höchste Fleiß ihn auf keinen grünen Zweig bringe, daher kein Funke Neuerungs- oder Verbesserungsgeist aus seiner Beschäftigung blüht, wenn ihn nicht Zwang aus seiner lahmen Gleichgültigkeit schlägt. Erst in der Fremde, wo er mit seinem Fleiße frei ist, beweist dieser Czeche die unbändigste Ausdauer, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Ernst, Geschick und Lust zu jeder kräftigen That. Diese scharfe Verschiedenheit des Nationalcharakters trennt den Deutschen vom Czechen. Schlimmere

Lage drängt diesen auch mehr jenem sich anzuschließen, und der Fälle gibt es sehr viele, daß böhmische Burschen (nie aber Mädchen) und Knaben in den deutschen Dörfern dienen. Sie finden ein lebhaftes Vergnügen am Nationalleben der Deutschen. Ein deutscher Bursch oder Knabe wird nie im Dienst eines czechischen Hauses gefunden. Wo nicht hie und da die Bevölkerung in einem Dorfe schon gemischt ist, geschehen höchst selten Mischheirathen. Der Verkehr mit den Böhmen (Czechen) wird, wo er nicht nothwendig ist, nicht gesucht; viel lieber hat man mit dem anstoßenden Bayern zu schaffen, weil hier das Nachbarvolk viel Uebereinstimmung in Tracht, Dialekt, Sitten und Charakter zeigt. Es leiten auch viele dieser Deutsch-Böhmen aus der Oberpfalz ihre Abstammung her."

Wenn aber einmal der Sinn nach der Fremde steht, dann ist's das stamm- und sprachverwandte Oesterreich, das vor allem anzieht. Der österreichische Volkscharakter und Dialekt übt hier einen eigenen Zauber; Mädchen und Burschen fühlen oft unwiderstehliche Sehnsucht nach dem einzigen Wien. Doch kehrt die Jugend des Böhmerwaldes ebenso gern wieder heim, als sie fortgewandert ist; denn wenn auch ohne Vaterlandsliebe für das Königreich Böhmen, empfinden sie doch tief und lebhaft die Liebe zur Heimath. Zumal wenn die Zeiten kommen, wo zu Hause irgend eine theure Volkssitte, vor allem das Kirchweihfest, der Kirrtag, gefeiert wird, bringen es viele nicht über's Herz, in der Fremde zurückzubleiben. Da tritt die Heimathsliebe der Auswärtigen oft auf wunderliche Weise an den Tag. Nicht bloß Burschen, auch Mädchen legen zu Fuß, mit unglaublich knapper Bezgehrung und

ohne Milbthätigkeit anzusprechen, den vierzig Meilen langen Weg von Wien bis in den Wald zurück, um beim „Kirta“ auf dem heimischen Tanzboden sich drehen zu können.

Manche Beziehungen zum fernen Ausland bilden sich durch den Federhandel, der etwa seit anderthalb Jahrhunderten vom Wald aus betrieben wird. Jedes Dorf zählt mehrere Händler, welche bedeutende Niederlagen in Frankfurt a. M., Lübeck, Bremen, Amsterdam, Köln, selbst in Paris errichtet haben.

Das Volk des Böhmerwaldes wohnt auf den Höhen in einzelnen Gehöften, in den Niederungen in ganzen Dörfern, deren Häuser, wie in den deutschen Alpen, jene malerischen sanftgeneigten Dächer zeigen, auf denen die Schindeln mit gewichtigen Steinen festgehalten werden.

Nachdem der Verfasser die Art des Volks im allgemeinen beschrieben, gibt er Schilderungen der Sitten und Gebräuche, wie sie bei frohen und traurigen Ereignissen hervortreten. In allem kommt uns die Stammesart der Bojoaren entgegen, welche fröhlich und gutmüthig, aber streitbar ist, ebenso zu Tanz und Liedersang aufgelegt als zum „G'raff“ (Geraufe) im Wirthshause — hier wieder gehoben durch eine malerische, wenn auch nicht sehr gigantische Gebirgslandschaft, ein Boden, der der völligen Entwicklung des Poetischen und Redenhaften in diesem Stamme so förderlich ist, daß beides kaum anderswo so hervortritt wie im bayerischen Hochlande, in Tirol und in der Steiermark, und daß das Charakterbild, wie es die Ebenen geben, wesentlich darnach ergänzt werden muß. So erfahren wir denn aus dem Leben dieser Wäldler hier gar manches, wie es in der Tachenu und im Zillertal

auch zu finden, während anderes dagegen wieder mit sehr eigenthümlich localer Färbung auftritt. Die erste der Schilderungen führt uns den ländlichen Tanz vor, in jener taumelhaften Begeisterung, die für den leidenschaftslosen Zuschauer fast etwas unheimliches hat. Wenn die Clarinette mit leisem Accompagnement der übrigen Instrumente beginnen, scheint eine wonnigliche Raserei in Tänzer und Tänzerinnen zu fahren; es entsteht ein allgemeines Jauchzen und Springen, viele brechen vor Entzücken in ein durchdringendes, grelles Pfeifen aus, andere singen enthusiastisch den Ländler mit. Bald wird der Tanz bei starkgefüllter Stube zur wogenden Schlacht. Einer sucht den andern aus Reih' und Glied zu schleudern, mancher bleibt voll seligen Uebermuths auf seiner Stelle stehen, und beginnt sich „auf Einem Dertl“ zu drehen. Die Nachtänzer schwellen hinter ihm an und drehen sich nun ebenfalls „auf Einem Dertl,“ so daß das ganze Zimmer sich rhythmisch zu heben und zu senken scheint, und da die Tänzerinnen in diesem Enthusiasmus häufig in die Luft geschneelt werden, so gleicht „die ganze Scene einem Wasserwirbel, auf den ein heftiger Platzregen fällt, wo die stark aufschlagenden Wassertropfen über der drehenden Masse hüpfende Figürchen bilden.“

Das G'raff im Wirthshaus und das Fensterln, die bäuerlichen Repräsentanten der Ritterspiele und chevaleresker Serenaden, die Feierlichkeiten der Verlobung und der Hochzeit werden sehr ansprechend vorgeführt, und bei mancher Leserin ist vielleicht etwas Ehre einzulegen, wenn wir ihr das Bild vor Augen stellen, das von einem Brautpaare aus dem Böhmerwalde gegeben wird. „Der Bräutigam

war durch einen Rosmarinstrauch am Hute erkennbar, und die hundertfachen Flitter und Gegenstände an diesem Strauch (wie Fluggold, silberner Zitterdraht, kleine weiße Täubchen mit vergoldeten Herzlein im Schnabel, Kunstblumen und dergl.) brachten einen angenehmen heitern Effect hervor. Da wo der Stamm des Rosmarinstrauches befestigt war, nämlich über der Stirn des Bräutigams, prangte eine aus dunkelrothem Seidenband künstlich geformte Pfingstrose. Wo der Bräutigam stehen mochte oder gehen, umgab ihn eine Schaar Kinder, die mit andächtigem Vergnügen das ewige Schwanken und Zittern der glänzenden Flitter von Silber und Gold betrachtete und nach den lieben Täubchen und Blümlein lächelte, die Hände darnach streckend, ob nicht eines herabfallen und zwischen ihren Fingern hängen bleiben möchte. Außer dem Hutschrauch hatte er noch einen kleinen Rosmarinzweig am rechten Rockärmel befestigt. Ein schweres, hellkarminrothes Seidenhalstuch, wohl anschließend und vorn zu einer buschigen Masche gebunden, über der die zwei blendend weißen Hemdkragen heraus- und herabgeschlagen waren, gab dem ernstwehmüthigen Gesichte des Bräutigams einen zarten lieblichen Schein. Zum Unterschiede von den lebigen Burschen war auch seine rothseidene Weste bis an den Hals mit einer Reihe stark versilberter Zwanzigerknöpfe sittsam geschlossen. Die hirschlederne Hose von frischer Schwärze, deren Rätze durch einen schnurähnlichen Streifen Weißleder hervorgehoben wurden, schloß unter dem Knie, die weißen Strümpfe fest aufrecht haltend. Sein Tuchrock lag besser als gewöhnlich und war von ungewöhnlicher Qualität. An der Braut fiel besonders der Kopfsputz auf. Die Haare waren

von allen Seiten nach dem Wirbel gekämmt und dort zu einem Nest gewunden, dessen äußere Fläche mit kleinen Maschen rosenfarbner Seidenbänder und dazwischen befestigten Rosmarinzweiglein bedeckt war. Rings um das Haar-geflechte wand sich ein Kranz aus Kunstblumen, woraus sechs silberglänzende Aehren in gleicher Entfernung von einem Ohr zum andern über das Haupt herüber standen. Das Haar war leicht bepudert. Gleich ihrem werdenden Gemahle trug die Braut ein rothseidenes Halstuch, nur sehr locker geschlungen und doppelt grün verbrämt. Ueber das rosenfarbene Nieder hatte sie noch eine schwarzseidene Jacke, die knapp anschließend bis zu den Hüften hinabreichte, und um die Brust ein wenig ausgeschnitten und garnirt war. Der Rock und das Vortuch, ebenfalls von schwarzer Seide, reichten bis an die Knöchel; ein rothseidenes Band hielt das Vortuch, und rückwärts hingen die Maschen und die beiden Enden des Bandes hinab.“

So sehen also die Brautleute aus; wie das Ding nun aber weiter geht, welche rührenden und lächerlichen Ceremonien an dem Hochzeitstage verübt werden, ist des breitem im Buche selbst nachzulesen. Es ist eine sehr erweiternde Auslegung der Tobiasnächte, daß junge Eheleute im Böhmerwald nach der Hochzeit drei Wochen lang getrennt bei ihren Eltern leben müssen, wie dieß Seite 70 mit dürrn Worten zu lesen. Freilich wird während dieser Zeit erst das Meiste und Wichtigste der Aussteuer angeschafft, und erst nachdem dieß Geschäft völlig abgethan, wird der Tag der Vereinigung und Uebersiedelung bestimmt. Die schönsten vier Pferde der Gegend werden vor den Wagen („Kammertwagen“) zusammengespannt und auf

diesem die neuen bunten Kästen, Tische, Bettgestelle und anderes Hausgeräth pyramidalisch aufgeschichtet. Die Höhe krönt das Brautbett, und über ihm steigt eine buntbemalte Wiege empor. Alles Zerbrechliche muß dagegen getragen werden, und zu diesem Ende bittet das junge Weib alle ihre Jugendfreundinnen um Beistand. „Jedes dieser Mädchen, erzählt der Verfasser, wird mit einem größern oder kleinern Tragkorbe versehen, um darin einen der von der Sitte bestimmten Gegenstände bei der Uebersiedelung zu tragen. Ist der Wagen mit seinen vier wiehern den muthigen Pferden, die mit Blumen, purpurfarbenen Tuchlappen, und einem Geschirre voll glänzend gepuzter Messingrosen an Kopf und Hals ausgeschmückt sind, zum Fortfahren bereit, und hat die scheidende Tochter weinend Abschied genommen von ihren Eltern, so schwingt sich der Pferdeleuter, einen Blumenstrauß am Hut und ein Seidenband an der Geißel, auf ein Pferd, und, umringt von einer zahlreichen Begleitung, beginnt er jubelnd den Zug. Hinterher kommen die Jugendfreundinnen mit ihren Tragkörben. Die einen tragen Küchengeräthe, obenauf mit einem ungeheuern Kochlöffel, welcher die junge Hausfrau an ihr Geschäft als Köchin erinnern soll. Andere tragen Flachß, Getreidegarben, Gespinnst von der Hand der jungen Hausfrau und Brod, das sie selbst gebacken. Den Zug schließt die Neuvermählte, begleitet von der Brautmutter und den Kranzjungfern. Ihre Eltern folgen eine geraume Zeit später nach. Von allen Seiten des Dorfes strömen Zuschauer herbei. Die Burschen, welche mit der jungen Frau aufgewachsen sind, wollen anzeigen, wie ungerne sie eine Jugendfreundin verlieren, die nach einem andern Dorfe

geheirathet hat, und sperren am Ende des ihrigen durch aufgehäufte Gegenstände den Fahrweg. Kommt nun der Zug an, und können die Pferde den Holzdamm nicht durchbrechen, so erlegt der Fuhrmann einen Geldtribut, den die junge Frau vermehrt. Rasch wird die Sperre weggeräumt, die Burschen umgeben die Jugendfreundin und begleiten sie weiter. Auf dem Wege müssen bei bestimmten Veranlassungen gewisse abergläubische Sitten beobachtet werden. Hört man zum erstenmal einen Ruf rufen, so greift Jedermann in den Sack und rührt das dort befindliche Geld auf, zum Zeichen, wie sehr man die Vermehrung des Wohlstandes der jungen Hausfrau wünsche; der Rufruf gilt als Orakel dafür. Hört man eine Wachtel schlagen, so zählt man die Schläge; ihre Zahl zeigt an, wie viele Kinder in Aussicht. Hört man zum erstenmale donnern, so muß die junge Frau den nächsten schweren Gegenstand fassen und zu heben suchen, was ihr Gesundheit und Stärke sichert. Die Einfahrt in das Dorf des jungen Gatten versperren wieder die Mädchen seiner Gemeinde, scheinbar erzürnt, daß einer aus ihnen ein Gatte entgangen, und ein Jugendfreund allen durch eine Fremde geraubt worden. Ein Tribut öffnet wieder den Weg. Die junge Frau ladet zugleich alle diese Mädchen in das Haus ihres Mannes. Nun wird sie auch von diesen begleitet. Einige hundert Schritte vom Haus entfernt, erwartet den Zug der junge Gatte. Er küßt sein Weib und führt sie am Arm bis zu seiner Hausthüre. Dort begrüßt sie Musik; die Eltern des Gatten sprengen an der Schwelle Weihwasser über das junge Ehepaar und begleiten es in die Stube. Der ganze Schwarm von Burschen und Mädchen pflegt nun

etwa eine halbe Stunde zu tanzen: dann werden alle bewirthet, und hierauf verlassen sie glückwünschend das Haus. Der Wagen wird mit Weihwasser übersprenkt, und die jungen Eheleute beginnen die Möbel im Hause zu ordnen. Indeß sind die beiderseitigen Eltern und nächsten Verwandten zusammengekommen und verbringen den Rest des Tages und den größten Theil der Nacht mit Essen, Trinken und Rathgeben über das künftige Hauswesen des jungen Ehepaares.“

Pfingsten, das liebliche Fest, führt Wallfahrten, den Hergentusch, eine durch Peitschenknaulen bewerkstelligte Vertreibung sämmtlicher Dorsherren, und das Pfingsttrennen herbei. Ein eigenes Volksvergnügen sind die lustigen Burschennächte, Versammlungen der männlichen Jugend im Freien, um zu lärmen, zu jubeln, zu singen und Possen zu treiben. Freitagnacht ist frei, Mittwoch- und Samstagnächte sind die herkömmlich festgesetzten; im Frühling jedoch und im Sommer vor der Ernte gilt gar keine Regel, denn da wird jede Nacht durchschwärmt. Eine solche Nacht mit ihren leisen Anfängen, die mit dem Verklingen der Abendglocke zusammenfallen, der liederreiche Umgang durch die mondbeglänzten Gassen des Dorfes, an dem die Mädchen wie sie selbst im Schnaderhüpfel stehen, „wenn sie z' Nacht munter wer'n und die Bub'n singen hör'n“, so gerne sich betheiligen möchten, allerhand gelinde und derbe Späße, die dabei mitunterlaufen, alles dieß ist sehr anschaulich und lebendig dargestellt. Freilich — wie es am nächsten Morgen nach einer so durchschwärmten Nacht mit der Lust zur Arbeit beschaffen ist, und welche Ansicht der ehrsame Hofs herr und Bauer von diesen liederreichen Vergnügungen

seiner Knechte hegt, das übergeht der Verfasser mit gnädigem Schweigen. Wer aber ohne solche Nebengedanken in dem Buche, immer mehr angezogen, so weiter liest, den beschleicht eine deutliche Sehnsucht nach einem Landleben, das alle seine hohen Zeiten so heiter und fröhlich zu schmücken weiß. Der Fasching, der mit tollen Schwänken so überschwänglich gesegnete, der erste Mai, wo um Sonnenaufgang der Dorfhirt unter eigenen Gebräuchen die läutende Heerde zum erstenmale ins Freie führt, die Neckereien der Ernte, der lustige Schmaus der Drescher, das nächtliche Flachsraufen der Mädchen, wobei die Burschen ritterlich schirmen und helfen, die nie genug zu preisenden Freuden des langerschmachteten Kirchtags und endlich die heimlichen Schauer der Weihnachtszeit sind in sprechender Ähnlichkeit aufgefaßt und wiedergegeben. Einige Sagen folgen und diesen mehrere Volksnovellen, worunter vor allem „das Kirchweihfest“ Gelegenheit gab, die einzelnen Züge aus des Bauernlebens Fröhlichkeit, die früher vereinzelt dargestellt wurden, um die rührende Geschichte vom „Gangerl (Wolfgang) und der Blonden“ zu vereinigen. Trefflich ist die Skizze von Fallstaff II., mitten unter den ländlichen Erzählungen die hochcontrastliche Figur eines „Gebildeten“, der freilich auch darnach beschaffen ist, um in dieser Umgebung doppelt Glanz zu machen. Beigegeben ist eine Sammlung von Schnaderhüpfeln, jenen vierzeiligen, den bojarischen Stämmen eigenthümlichen Volksdichtungen, die vom sehnsuchtweckenden Jodler, dem herrlichen Sang der Berge getragen, jetzt mit den fahrenden Zillerthalern durch ganz Europa wandern. Der größere Theil dieser Lieder ist wohl im Böhmerwalde entstanden; andere sind alte

Bekannte aus den Alpen. Der Dialekt derselben ist zu-
meist in den Noten verdolmetscht. Wenn der Verfasser
hier, wo es um wissenschaftliche Darstellung der Mundart
überhaupt nicht zu thun war, die Schreibung näher am
Hochdeutschen gehalten und z. B. g'hör'n gesetzt hätte statt
kean, werd'n statt wean, so wäre dadurch manchem Leser
das Verständniß der volkssprachlichen Stellen erleichtert,
ohne daß etwas auf dem Spiele stände. Wer nämlich den
Dialekt nicht kennt, der wird ihn trotz der genau anliegen-
den Schreibart und der sehr kunstreich ausgedachten Zeichen
— Striche, Punkte, Kreuze, Haken u. s. w. — immer
noch nicht hineinlesen; wer ihn aber kennt, bedarf ihrer
nicht. Letzterem ist also dieses orthographische System zu
nichts dienlich; ersterem aber macht es das Verständniß
ganz unmöglich.
